

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 48 (1968-1969)
Heft: 7

Artikel: Der Weltherrschaftsgedanke im Altertum
Autor: Frei, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162146>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Weltherrschaftsgedanke im Altertum

PETER FREI

Aufgabe der folgenden Ausführungen ist es nicht, über den Imperialismus als solchen und über seine Ausprägungen im Altertum ganz allgemein zu handeln. Das Wort «Weltherrschaft» soll in seiner eigentlichen, umfassenden Bedeutung verstanden werden, und demnach wird nur eine ganz bestimmte, sozusagen die extremste Form des Imperialismus zu betrachten sein: jene nämlich, deren Ziel es ist, die ganze Welt in die Gewalt eines einzigen Herrschers oder Volkes zu bringen. Natürlich lässt sich dieser Problemkreis hier nicht in allen seinen Aspekten darstellen. Wir haben uns mit einem Überblick sowie mit Hinweisen auf einige Einzelprobleme zu begnügen.

Der Begriff der Ökumene

Vor allem ist zunächst zu fragen, ob dieser Weltherrschaftsgedanke im eben umschriebenen Sinne überhaupt jemals Bedeutung für die politische Wirklichkeit haben konnte. War er nicht einfach ein Produkt der Ruhmredigkeit, das zur Verherrlichung einer Herrscherpersönlichkeit oder eines Machtgebildes dienen sollte? Will man sich hierüber Klarheit verschaffen, so ist es wichtig zu wissen, welche Vorstellung sich die Träger des Weltherrschaftsgedankens, sofern sie ihn ernst nahmen, von der Gestalt und der Grösse der Erde machten, die sie erobern wollten oder erobert zu haben behaupteten. Es ist von vornherein evident, dass alle hier gestreiften Epochen der Weltgeschichte nur eine begrenzte Kenntnis von der Erdoberfläche besassen und diese zumeist beträchtlich unterschätzten. Das Bild, das sie sich von ihr machten, war weitgehend bestimmt durch die natürlichen Grenzen, die den bekannten Teil der Menschheit umfingen. Freilich konnte man nur dort, wo Meere den Weg versperrten, annehmen, man habe das Weltende erreicht; bei allen anderen Landschaftsformen, die ein weiteres Vordringen schwierig machten (Wüsten, Steppen, Gebirge, Waldgebiete), schien ein Ende eindeutig noch fern zu liegen — um so mehr als sich ja auch in solchen Randzonen Menschen aufhalten konnten. Ebenso eindeutig aber führten diese Menschen ein Leben der Armut und der Kulturlosigkeit.

Sie konnten zwar durch räuberische Überfälle lästig oder gar gefährlich werden, aber im Grunde genommen war die Herrschaft über sie nicht begehrswert. Das Gebiet, das allein zählte, war das Kulturland, in dem Völker wohnten, die Reichtümer hervorzubringen verstanden und die auch als Feinde und Konkurrenten grössere Bedeutung hatten als die aussenstehenden Barbaren. Diesen von Kulturvölkern besiedelten Raum, der den Schauplatz der eigentlichen Geschichte bildet, benennt man am besten mit einem schon von der Antike geprägten Ausdruck die «Ökumene», das bewohnte und zivilierte Land. Ihn wollen wir unserer Betrachtung zugrunde legen.

Die Ökumene hat sich im Verlauf der historischen Entwicklung ständig erweitert. Umfasste sie im 3. Jahrtausend v. Chr. im wesentlichen ein Gebiet, das vielleicht vom Industal, sicher aber vom Ausgang des Persischen Golfes der Küste entlang nach Westen sich hinzog, dann im Norden von den Gebirgen des iranischen Hochlandes und Kleinasiens, im Westen vom Mittelmeer und im Süden von der arabischen Wüste begrenzt wurde, zu dem aber mindestens noch Ägypten in Beziehung stand, so hatte sie sich bis zur Zeit um Christi Geburt auf einen linsenförmigen Ausschnitt ausgedehnt, der sich von Britannien bis nach Indien, von Südkandinavien bis zur Sahara erstreckte. Die seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. von der Wissenschaft allgemein akzeptierte Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde änderte nichts an der effektiven Kenntnis der Erdoberfläche: sie blieb auf die Ökumene (wechselnden Umfangs) beschränkt.

Von diesem Begriff der Ökumene aus gesehen lag die Realisierbarkeit des Weltherrschaftsgedankens in technischer und organisatorischer Hinsicht jeweils nicht völlig ausserhalb des Erreichbaren. Ein Staat konnte sich zu Recht im Besitz der Weltherrschaft fühlen, wenn er jeden ernsthaften Konkurrenten ausgeschaltet und die Ökumene soweit unterworfen hatte, dass jenseits seiner Grenzen nur noch unbedeutende Kraftzentren bestanden, die in ihrer Machtlosigkeit dem Eroberer niemals zur Gefahr werden, ihm aber andererseits leicht zur Beute fallen konnten, falls er es für richtig hielt, sich diese noch freien Gebiete ebenfalls anzueignen. In diesem Sinne, auf die Ökumene bezogen, konnte der Weltherrschaftsgedanke durchaus echte politische Realität haben.

Dennoch ist es nicht erstaunlich, dass er auch im Altertum verhältnismässig selten vertreten worden ist. Wenn wir von den Fällen absehen, da er eindeutig nur dem offiziellen Formelschatz angehörte, so sind es in dem uns interessierenden Zeitraum fünf Grossmächte gewesen, für die sich ein echter Wille zur Weltherrschaft mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit postulieren lässt. Da diese fünf zeitlich hintereinander liegen, teilweise einander unmittelbar ablösen, stellt sich natürlich die Frage, ob der zeitlichen Abfolge auch ein innerer Zusammenhang entspricht, das heisst ob die Träger der späteren

Reichsbildungen den Gedanken von ihren Vorgängern übernommen haben oder ob umgekehrt die Vorstellung an verschiedenen Stellen des vorderasiatisch-mediterranen Kulturbereichs selbständig gewachsen ist. Dies ist die Frage, mit der wir uns hier vor allem befassen wollen.

Ein anderes, nicht weniger interessantes Problem, dasjenige der Gründe dieses Strebens nach Weltherrschaft, soll dagegen nur am Rande behandelt werden, und zwar hauptsächlich weil unsere derzeitigen Quellen in den meisten Fällen für eine Diskussion nicht ausreichen, sei es, dass sie überhaupt zu spärlich fliessen, sei es, dass sie in ihrem Aussagewert ganz allgemein unzulänglich sind.

Lugalzaggisi von Umma

Wenn wir nun mit dem Überblick beginnen, so werden wir zunächst ins Zweistromland des 3. Jahrtausends v. Chr. geführt. Da ist der erste Herrscher, dessen universalen Herrschaftsanspruch wir aus seinen eigenen Äusserungen kennen, der König Lugalzaggisi von Umma, der vor der Mitte des 24. Jahrhunderts v. Chr. lebte. Auf einer grossen Inschrift verkündet er, der sumerische Hauptgott Enlil, der traditionsgemäss den Herrscher über Sumer einsetzte, habe ihm alle Länder von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang unterworfen, und dann habe er alle Leute zu ihm, zu Lugalzaggisi, kommen lassen. (Der Sinn dieses Satzes ist umstritten; die wahrscheinlichste Deutung geht dahin, dass hier von Handelswegen die Rede sei, welche Lugalzaggisi durch seine militärischen Erfolge erschlossen habe.) Dann wiederholt der König, dass von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang Enlil ihm keinen Rivalen habe bestehen lassen. Damit ist klar gezeichnet, wie Lugalzaggisi seine Stellung aufgefasst hat: Er hat kein organisiertes Weltreich errichtet, aber er hat sich als mächtigster Herrscher der Ökumene gefühlt, der bis an die Grenzen der Welt respektiert wurde und mit dem man von überall her Handel trieb. Ist der erwähnte, schwer zu verstehende Satz richtig interpretiert, so wäre Lugalzaggisis Politik deutlich von Handelsinteressen beeinflusst gewesen.

Ein weiterer Punkt von allgemeiner Bedeutung ist hier noch herauszustellen. Die Völker, so lesen wir auf der Inschrift weiter, hätten friedlich unter der Herrschaft des Königs geweidet und das Land habe unter ihm frohlockt. Offensichtlich verbindet sich also mit der Weltherrschaftsidee dort, wo sie uns das erste Mal entgegentritt, die Idee vom Weltfrieden, der sich unter der Autorität des Weltherrschers einstellt. Auch dies ist ein wesentlicher Aspekt des Gesamtproblems, der hier freilich aus Platzgründen nur gestreift werden kann.

Sargon von Akkad

Von einer eigentlichen Reichsbildung kann bei Lugalzaggisi demnach noch keine Rede sein. Diesen Schritt unternahm in dem geographischen Rahmen, den Lugalzaggisi abgesteckt hatte, erst sein Feind und Besieger, der König Sargon von Akkad, der als erster eine eindeutig semitische Dynastie begründete. Von seiner Hauptstadt Akkad aus unterwarf er zunächst Sumer, dann aber unternahm er Feldzüge nach allen Seiten, im Osten nach Elam hinein, im Westen bis zum Amanusgebirge, vielleicht bis zum Libanon, jedenfalls bis an die Küste des Mittelmeeres, und wenn wir späterer, sagenhafter Überlieferung glauben dürfen, stiess er sogar nach Zypern und bis nach Kleinasien vor. Sieht man von den damaligen Rändern der Welt, von Indien und von Ägypten, ab, so umfasste sein Reich tatsächlich die Ökumene seiner Zeit, und es wurde auch durch eine gewisse Organisation zusammengehalten. So gilt es mit Recht als das erste eigentliche Weltreich der Weltgeschichte.

Gerade deshalb würde man hier besonders gern die Impulse kennen, die zur Reichsbildung geführt haben. Einige Äusserungen in den authentischen Inschriften Sargons lassen vermuten, dass auch bei ihm wirtschaftliche Gründe eine grosse Rolle spielten. Anderseits ist auch schon darauf hingewiesen worden, dass dieser Herrscher der semitischen Bevölkerungsgruppe des Zweistromlandes angehörte und dass der Weltherrschaftsgedanke als solcher semitischen Vorstellungen religiöser Art entsprungen sein könnte, was sich durch Parallelen aus Israel, wo die Weltherrschaft Jahwes wichtiger Bestandteil der religiösen Verkündigung ist, und vor allem aus der religiösen Ideologie des Islams stützen liesse. Dagegen ist jedoch zu bemerken, dass den authentischen Inschriften Sargons Hinweise auf eine bewusst angestrebte Weltherrschaft nicht zu entnehmen sind. Er führt keinen Titel, der auf Weltherrschaft hinweist, und in seinen sonstigen Aussagen ist er sogar eher zurückhaltender als Lugalzaggisi. Eine deutliche Hervorkehrung universaler Herrschaftsaspirationen treffen wir erst bei seinem dritten Nachfolger und Enkel Naramsin, der sich «König der vier Weltufer» nennt, das ist ein Titel, der ganz unmissverständlich auf Weltherrschaft anspielt, ganz gleich, welches die genauere Vorstellung ist, die sich ursprünglich mit den vier Ufern verbunden hat. Naramsin ist auch der erste Herrscher, welcher sich vergöttlichen liess. Es entsteht der Eindruck, dass die Vorstellung der Weltherrschaft sich erst allmählich in der Dynastie ausbildete und dass erst mit der Zeit ein Selbstbewusstsein entstand, das die Stellung des Königs so hoch über die gewöhnlichen Menschen erhob, dass schliesslich nur noch die Erhebung zum Gott den Abstand bezeichnen konnte. Diese an der Titulatur abzulesende Entwicklung spricht wohl gegen die Annahme einer von Anfang an religiösen Fundierung.

Das Reich der Akkadherrscher hat die Regierung von Naramsins Sohn nicht überdauert. Aber ihr in der Titulatur ausgedrückter Weltherrschaftsanspruch blieb für die Könige späterer Epochen, der sumerischen der Ur-III-Zeit und der Isin-Larsa-Zeit wie auch der semitischen der Hammurabi-Dynastie, Vorbild. Allerdings versuchten diese Herrscher eine Realisierung des Anspruches nie, sei es aus Schwäche, sei es aus weiser Zurückhaltung. Wir brauchen uns deshalb mit diesem Traditionstrang nicht weiter zu beschäftigen.

Die Assyrer

Von ungleich grösserer Bedeutung ist die Entwicklung im Norden Mesopotamiens, in Assyrien. Dass das frühere Grossreich dort unvergessen war, zeigt allein die Tatsache, dass zwei Könige der sogenannten altassyrischen Periode (sie gehörten im übrigen nicht der gleichen Dynastie an) Sargon und Naramsin heissen, also die Namen der grossen Könige der Akkadzeit tragen. Wichtiger als diese beiden, von denen wir sehr wenig wissen, war der Usurpator Šamšiādād, der gegen das Ende des 19. vorchristlichen Jahrhunderts den Thron bestieg. Vielleicht weil er ein Usurpator war, nahm er Titel an, die ihm den Anschein der Legitimität verleihen sollten. Am wichtigsten von diesen ist für uns *šar kiššatim*, «König der Gesamtheit». Man sieht darin wohl mit Recht eine Anspielung auf den altsumerischen Titel des «Königs von Kiš», mit dem in altsumerischer Zeit der Anspruch auf Hegemonie über die Städte Sumers verbunden gewesen war. Sicher lag darin aber auch ein aussenpolitisches Programm — «Gesamtheit» musste doch eigentlich die Welt meinen —, ein Programm allerdings, das sich damals nicht verwirklichen liess. Schon unter Šamšiādāds Sohn zerfiel das Reich Assyrien und geriet unter die Herrschaft der Hurriter. Erst die Zerstörung des hurritischen Mitannireiches durch die Hethiter im 14. Jahrhundert machte Assyrien wieder frei, und bereits am Anfang des 13. Jahrhunderts nahm ein König Adadnirari I. den Titel *šar kiššatim* wieder auf, deutlich an Šamšiādād anknüpfend. Sein Enkel Tukultinīnurta I. nennt sich auch wieder «König der vier Weltufer». Damit beginnt der langsame, oft von Rückschlägen unterbrochene Aufstieg Assyriens, das zum zweiten Mal in der Weltgeschichte den Weltherrschaftsgedanken als politische Ideologie kannte und zu verwirklichen versuchte.

Der erwähnte Adadnirari ist auch der erste Herrscher, der einen göttlichen Befehl als Grund für die Durchführung eines Feldzuges anführt und von besonderer göttlicher Hilfe im Krieg spricht; das ist ein Vorstellungskreis, der zu einem wesentlichen Zug der assyrischen Grossmachtideologie werden sollte. Der König fühlte sich — wie auch schon frühere Herrscher

des Zweistromlandes — als Vertreter der Götter, vor allem des assyrischen Stadt- und Reichsgottes Aššur, und er hatte die Aufgabe, die Feinde des Reiches, welche Feinde des Aššur waren, der Herrschaft seines Gottes zu unterwerfen. Er wurde von den Göttern aufgefordert, den Krieg zu beginnen, und es waren die Götter, die ihn zur Weltherrschaft beriefen. So führten denn die assyrischen Könige fast ununterbrochen Krieg, und wir begegnen hier einem echten Imperialismus, der keine Schranken kennt und der eindeutig auf religiöser Grundlage zu beruhen scheint. Dennoch darf man ihn aber kaum zu den religiösen Weltherrschaftsideologien aus Israel und aus Arabien in Beziehung setzen, und zwar deshalb nicht, weil die Assyrer des mittleren und des neuen Reiches sich im Hinblick auf die kriegerische Haltung von ihren Ahnen in den ersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends deutlich unterscheiden. Damals traten die Assyrer vor allem als Kaufleute auf, und ihr Gott Aššur zeigte keine Züge eines Kriegsgottes. Den offensichtlichen Wandel in der Mentalität schreibt man wohl mit Recht dem Einfluss der Hurriter zu, die Assyrien lange Zeit mit harter Hand niederschlugen. Diese bittere Erfahrung, ferner eine gewisse blutmässige Vermischung mit der hurritischen Bevölkerung sowie die steten Kämpfe gegen die Bergvölker und gegen die Aramäer in den ersten Jahrhunderten der Selbständigkeit der Assyrer riefen die kriegerische Gesinnung hervor, welche das spätere Assyrertum kennzeichnet. Hier scheint mir die Theorie von Joseph Schumpeter anwendbar, wonach kriegerische Instinkte, die sich in einer bestimmten historischen Situation ausgebildet hatten, weiterwirkten, auch wenn diese Situation nicht mehr bestehe. So entsprang der assyrische Militarismus der assyrischen Geschichte vom 16. bis zum 13. Jahrhundert v. Chr., und er verband sich mit der von Šamšiādad aus Akkad übernommenen Weltherrschaftsideologie. Beide Elemente zusammen vermochten ein Weltreich aufzubauen, das trotz zeitweiligen Rückschlägen alle bisherigen an Stabilität übertraf, bis schliesslich seine Träger am Ende des 7. Jahrhunderts völlig aus der Geschichte verschwanden.

Ägypten

Ehe wir die Entwicklung weiter verfolgen, werfen wir kurz einen Blick auf den zweiten grossen Kulturbereich der Alten Welt, auf Ägypten. Auch dort existierte der Weltherrschaftsgedanke, aber in einer eigentümlichen Ausprägung. Die «splendid isolation», in welcher sich Ägypten dank seiner geographischen Lage befand, erweckte in seinen Bewohnern von Anfang an das Gefühl, in einer in sich geschlossenen Welt zu leben. Der Pharaos als der Herr von Ober- und Unterägypten beherrschte ipso facto die Ökumene. Kriege wurden vorwiegend zur Abwehr der Fremden geführt, und die Gren-

zen Ägyptens wurden nur bei der Verfolgung eingedrungener Feinde und zur Verbesserung der Abwehrmöglichkeiten erweitert. In diesem Sinne ist auch die Expansionspolitik zu verstehen, welche die Pharaonen vor allem des neuen Reiches in der Richtung auf Syrien hin führten. Wenn in den Texten hervorgehoben wird, der Pharao habe alle Länder besiegt und herrsche bis an die Enden der Welt, dienen solche Äusserungen mehr der Erhöhung des Königs und der Hervorhebung seiner übermenschlichen Grösse, als dass damit ein wirklicher, militärisch durchzusetzender Anspruch verbunden gewesen wäre. Bezeichnenderweise steht ja am Ende der Eroberungsperiode der berühmte Vertrag mit den Hethitern, durch den zum ersten Mal in der Weltgeschichte ein Gleichgewichtszustand der Grossmächte herbeigeführt wurde. Die ägyptische Form des Weltherrschaftsgedankens gehört also nicht in die hier verfolgte Linie.

Die Achämeniden

Kehren wir zum Sturz des assyrischen Reichs zurück. Dessen Erben waren die Meder und die Neubabylonier. Sie brauchen hier nicht weiter betrachtet zu werden: Die Neubabylonier sahen in Fortführung der alten babylonischen Tradition Hammurabis ihren Ruhm in Friedenstaten, auch wenn sie durchaus die Macht des Reiches durch Feldzüge zu halten und zu mehren trachteten. Mehr hätten wir vermutlich über die Meder zu sagen, waren sie es doch, die älteres kulturelles und politisches Gedankengut ihren Nachfolgern, den Persern, vermittelten. Leider versagt aber hier die Überlieferung nahezu vollständig, und so können wir uns gleich den persischen Herrschern aus dem Haus des Achämenes zuwenden.

Dass diese einen universalen Herrschaftsanspruch vertreten haben, wird allgemein angenommen, in erster Linie aufgrund der Aussagen der altpersischen Königsinschriften. Zuerst lesen wir davon auf den in babylonischer Sprache verfassten Inschriften des Reichsgründers, des ältesten Kyros: Er nennt sich «König der Gesamtheit» und «König der vier Weltufer», und es wird ausdrücklich gesagt, dass die Götter ihn zur Herrschaft über die Welt berufen hätten. Trotz dem altorientalischen Gewand sind aber nicht einfach Formulierungen eines älteren Hofstiles übernommen worden; dies zeigen die Inschriften der späteren Herrscher, vor allem des Dareios. Hier heisst es zum Beispiel, Ahuramazda habe Dareios zum König über die ganze Erde gemacht; an einer anderen Stelle nennt sich Dareios «König dieser grossen Erde auch weithin» und er sagt auf einer der Inschriften an seinem Grabe ausdrücklich: «Als Ahuramazda diese Erde in Unruhe sah, gab er sie mir, machte mich zum König.» Die Achämeniden fühlten sich also berufen, im Auftrag Ahuramazdas die Welt zu beherrschen, und man kann

nicht bezweifeln, dass die Perser auch ohne unmittelbare Abhängigkeit von der Tradition des Zweistromlandes den Weltherrschaftsanspruch kannten, und zwar auf einer religiös bestimmten Grundlage.

Die Problematik ergibt sich von zwei Seiten. Erstens fragen wir uns, wie weit die Perser diesen Weltherrschaftsanspruch tatsächlich zu verwirklichen suchten. Die Antwort muss sich ergeben aus der Interpretation der Taten der persischen Könige, und da ist es natürlich bedauerlich, dass uns diese Taten fast nur aus fremder, das heisst griechischer Überlieferung bekannt sind. Betrachtet man diese als zuverlässig, so scheint allerdings die Weltherrschaft das ernsthaft angestrebte Ziel der Achämeniden gewesen zu sein, wobei es ihnen tatsächlich darum ging, die unbekannten Länder dem Reich anzuschliessen und die Reichsgrenzen mit den Grenzen der Ökumene gleichzusetzen. Die griechischen Quellen lassen eine so deutliche Gleichartigkeit des persischen Vorgehens in den verschiedensten Situationen erkennen, dass kaum anzunehmen ist, es sei überall nur die griechische Tendenz, dem Feind Hybris zuzuschreiben, gewesen, die hinter allen Aktionen der Perser den Totalitätsanspruch vermutete.

Eine zweite Frage stellt sich im Hinblick auf die tieferen Wurzeln der Ideologie. Entstammte sie allein iranischem Denken, oder war sie beeinflusst von älteren Vorstellungen, und zwar nicht im Hinblick auf die äussere Form, wie man dies bei Kyros vermuten könnte, sondern in bezug auf ihr eigentliches Wesen? Hatten die Perser, und dann wahrscheinlich durch Vermittlung der Meder, assyrisches Gedankengut von der Weltherrschaft Aššurs übernommen, so wie sie in der Verwaltung des Reiches in manchen assyrischen Vorbildern folgten? Eine Antwort ist nicht leicht zu finden. Aus dem Glauben an die Macht und die Erhabenheit des einen Gottes Ahuramazda konnte sich von selbst der Wille einstellen, diesem einen Gott die ganze Erde untertan zu machen. Anderseits ist aber auch zu beachten, dass das Symbol Ahuramazdas, das auf zahlreichen achämenidischen Reliefs über dem König schwebt, die Flügelsonne, aus welcher sich der Oberkörper eines alten Mannes erhebt, offensichtlich den Assyren entlehnt ist. Wenn aber in der offiziellen Symbolik ein Zusammenhang zwischen den beiden Kulturbereichen evident scheint, so darf man mindestens mit der Möglichkeit rechnen, dass auch von der ihr zugrundeliegenden Ideologie einiges aus Assyrien zu den Persern geflossen ist, vielleicht sogar mehr, als man sich gewöhnlich vorstellt.

Alexander der Grosse

Bekanntlich erlag das Reich der Achämeniden innerhalb weniger Jahre dem Ansturm Alexanders von Makedonien, und damit wurde der Weltherrschaftsgedanke von Asien nach Europa übertragen. Hier war er vorher ja keines-

wegs heimisch gewesen. Die Griechen hatten entsprechend ihrer ganzen Auffassung vom Staat niemals zu der Vorstellung gelangen können, die Ökumene sei in irgend einer Form politisch zusammenzuschliessen. Wenn nun aber Alexander wirklich der Repräsentant des Weltherrschaftsgedankens ist, der er für das Altertum zweifellos war, so liegt es nahe, in seiner Reichsschöpfung orientalische Einflüsse wirksam zu sehen. Allerdings hält es schwer, über die Motive des Handelns Alexanders und über seine Absichten Klarheit zu gewinnen, und dementsprechend weichen in der modernen Forschung die Meinungen beträchtlich voneinander ab. Die eine Richtung behält das traditionelle Alexanderbild im wesentlichen bei und ist, was unser Problem angeht, überzeugt, dass Alexander wirklich die Weltherrschaft anstrebe und zwar mit einem Totalitätsanspruch, wie er vorher nie und nachher kaum je wieder vertreten worden ist. Die andere Richtung leugnet jede universalistische Tendenz und sieht alle Unternehmungen Alexanders, die gemeinhin auf den Willen zur Welteroberung zurückgeführt werden, durch politische und militärische Notwendigkeiten bedingt, die sich aus der jeweiligen Situation ergaben. Wir können uns hier mit dieser Problematik nicht beschäftigen.

Dennoch scheint es mir möglich zu sein, einen festen Standpunkt zu gewinnen. Es kann meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, dass Alexander von einem bestimmten Moment an, der hier nicht näher definiert sein soll, das Perserreich erobern und an die Stelle des achämenidischen Königs treten wollte (allerdings ist auch das bestritten). Weiter ist es sehr wahrscheinlich, dass für Alexander Asien mit dem Perserreich mehr oder weniger identisch war. Man hat zwar darauf hingewiesen, dass bereits Ktesias, der Arzt, der um 400 v.Chr. jahrelang am persischen Hof geweilt hatte, Indien als einen Teil Asiens betrachtet habe, indem er erklärte, Indien sei ebenso gross wie das übrige Asien. Man hat aber dabei zu wenig berücksichtigt, dass Ktesias Indien mit ähnlichen Fabelwesen bevölkerte, wie wir sie zum Beispiel bei Herodot ausserhalb der Ökumene im Gebiet nördlich des Skythenlandes finden. Das heisst aber, dass für Ktesias Indien weitgehend ausserhalb der zivilisierten Welt lag und dass Asien, soweit es zur Ökumene gehörte, im wesentlichen eben doch identisch war mit dem Perserreich, umso mehr als von diesem zeitweise auch die westlichen Teile Indiens abhängig waren. Wenn diese Überlegungen richtig sind, dann bedeutete für Alexander Eroberung des Perserreiches Eroberung der östlichen Ökumene. Von da gewinnt der Plan einer völligen Unterwerfung Indiens, nachdem man im Osten Irans dessen wirkliche Ausdehnung erfahren hatte, wie auch einer für später vorgesehenen Einbeziehung der Ökumene im Westen durchaus an Glaubwürdigkeit. Zugleich ist damit gesagt, dass die Weltherrschaftsidee, wie sie im Perserreich verkörpert war, tatsächlich von diesem auf Alexander überging. Es ist eine müssige Frage, ob Alexander auch ohne das persische

Vorbild auf eine Weltoberung ausgegangen wäre. So wie die Dinge liegen, führte der Wille, den persischen Gegner zu besiegen, fast notwendigerweise zur Idee der Weltoberung, und damit ist Alexander der Nachfolger der orientalischen Weltreichsherrscher, auch abgesehen davon, dass er die persische Reichsorganisation weitgehend übernahm. Seine unmittelbaren Nachfolger haben dann allerdings, teilweise offenbar ganz bewusst, auf die universalen Aspirationen verzichtet.

Die Römer

Das letzte Imperium, dem wir uns hier zuwenden, ist das Reich der Römer. Wir wollen nicht fragen, welche inneren Kräfte es diesen ermöglichten, ihre Herrschaft auszubauen. Die meisten Forscher sind sich heute darüber einig, dass von einem römischen Imperialismus, einer Neigung zu schrankenloser Ausdehnung, mindestens bis ins 2. Jahrhundert v.Chr. hinein, keine Rede sein kann. Noch zur Zeit der sogenannten hellenistischen Kriege war es vor allem das Streben nach Sicherheit, freilich oft in einer übersteigerten Form, welches das römische Verhalten bestimmte. Dass daneben ein immer wachsendes Selbstgefühl Rom dazu führte, sich an jeder Stelle möglichst grossen Einfluss zu sichern, und dass schliesslich oft ganz einfach materielle Interessen ausschlaggebend waren, muss sicher anerkannt werden.

Wenn wir so in der Politik Roms lange Zeit keine imperialistischen Züge erkennen können, so ist doch spätestens im 2. Jahrhundert v. Chr. die römische Weltherrschaft als eine Tatsache festgestellt worden. Wir treffen die ersten Belege dafür allerdings nicht bei den Römern selbst, sondern bei den Griechen. Der erste, der eindeutig die Herrschaft Roms über die Ökumene im Sinne eines vollendeten Faktums hervorhebt, ist der griechische Geschichtsschreiber Polybios, der im Jahr 168 als Geisel nach Rom kam, dort mit römischen Adeligen in enge Beziehungen trat und so griechische Bildung mit einer genauen Kenntnis des römischen Staates und dessen Geschichte vereinigen konnte. Sein Geschichtswerk befasst sich in erster Linie mit der Frage, wie die Römer die Herren der Welt geworden seien. Gewiss hatten damals auch schon Römer gesehen, dass Rom die einzige Macht war, die wirklich zählte. Aber als Herrschaft über die Ökumene wurde Roms Imperium erst von Polybios der Mitwelt zum Bewusstsein gebracht.

Diese somit von den Griechen geprägte Vorstellung ist dann, ohne dass wir den Vorgang im einzelnen verfolgen können, auch in das Denken der Römer übergegangen. Entsprechende Äusserungen in lateinischer Sprache finden sich seit sullanischer Zeit. Wenn frühere Belege fehlen, so könnte dies mit der Überlieferungssituation der römischen Literatur zusammenhängen. Immerhin tauchen ungefähr in derselben Zeit auch erstmals Darstellungen

des Globus als eines Zeichens der Weltherrschaft auf römischen Münzen auf, und so wird man annehmen dürfen, dass im zweiten Viertel des 1. Jahrhunderts v. Chr. das Wissen um Roms Weltherrschaft Allgemeingut geworden war.

In den gleichen Jahrzehnten lässt sich auch eine direkte Einwirkung der Persönlichkeit Alexanders des Grossen deutlicher feststellen. Zwar waren der bedeutendste Herrscher der griechischen Vergangenheit und sein Reich schon früher zum römischen Imperium in Beziehung gesetzt worden: Polybios verglich das Römische Reich mit der Herrschaft der Makedonien, andere Griechen benützten Alexanders Gestalt in romfeindlicher Tendenz, indem sie sich vorstellten, was geschehen wäre, wenn sich Rom mit diesem mächtigen Gegner hätte messen müssen. Den Römern selber war Alexander als Feldherr wohl vertraut und es scheint sogar, dass er den Beinamen «der Grosse» von ihnen erhalten hat. Züge der Alexanderlegende wurden bereits auf Scipio Africanus übertragen, den Besieger Hannibals und zugleich den ersten Römer, der als Träger ausserordentlicher Machtbefugnisse zum Vorläufer der Kaiser geworden ist. Als im 1. Jahrhundert solche Ausnahmegewalten immer grössere Bedeutung erlangten, zeichnete sich auch die Alexandernachahmung schärfer ab. Am klarsten zeigt sie sich bei Pompeius, der schon als junger Mann militärische Erfolge errang, die zu einem Vergleich mit Alexander geradezu herausforderten. Als er nach dem Sieg über Mithradates auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand, fühlte er sich vollends auf der Bahn seines Vorgängers. Wir hören wiederum von Wundererzählungen, wie sie für die Alexanderlegende typisch sind, und es fehlen auch nicht die Zeichen bewusster Anknüpfung, am deutlichsten in der Gründung griechischer Städte wie der beiden Pompeiupoleis, welche an Alexandreia erinnern sollten. Eher umstritten ist die Alexandernachahmung bei Caesar. Tatsächlich ist sie nicht so klar fassbar wie bei seinem Gegner Pompeius. Aber Monarchie und Vergöttlichung Caesars tragen doch eindeutig die Züge des von Alexander geprägten Herrschertypus, und auch die angestrebte Verbindung zwischen einer republikanischen Scheinverfassung in Rom und einem unverhüllten Königtum ausserhalb Italiens entspricht ziemlich genau der Doppelstellung Alexanders, der makedonischer König und Hegemon des korinthischen Bundes einerseits und absoluter Herrscher über die Gebiete Asiens anderseits war.

Weltherrschaftsgedanke und Alexandernachahmung sind also für die späte Republik recht gut belegt. Schwieriger zu beurteilen ist die Frage, wie weit der Weltherrschaftsgedanke sich nicht einfach auf einen erreichten Status bezog, sondern auch ein Ziel anstrebte, das heisst ob die römische Politik in dieser späteren Zeit bewusst auf eine Eroberung der noch nicht angeschlossenen Teile der ganzen Ökumene ausgerichtet war. Das Problem stellt sich begreiflicherweise vor allem bei Caesar, und die moderne Forschung

ist darüber noch nicht einig geworden. Ging es Caesar im Gallischen Krieg primär um ein innenpolitisches Ziel, um die Gewinnung der nötigen Macht und des nötigen Ruhmes, die ihm in Rom eine hervorragende Stellung verschaffen und sichern sollten, oder handelte er von Anfang an mit einer klaren aussenpolitischen Konzeption, die natürlich auch innenpolitisch bedingt und verzahnt war, die aber doch wesentlich dem Willen zur Weltherrschaft entsprang? Und beabsichtigte er mit dem geplanten Partherkrieg, die seit der Niederlage des Crassus unbefriedigende Situation an der Ostgrenze zu bereinigen, oder erstrebte er eine eigentliche Eroberung des Partherreiches? Mit dem uns zur Verfügung stehenden Material wird eine überzeugende Antwort in der einen oder der andern Richtung kaum möglich sein. Immerhin liefert Caesars Bericht über den Gallischen Krieg beachtliche Argumente für die Annahme, dass Caesar zwar bei der Begründung seines Eingreifens altrömische Motive, wie Schutz der Bundesgenossen usw. geltend macht, daneben aber in seinem Denken doch weitgehend durch die zeitgenössische Weltherrschaftsidee bestimmt wird.

Die Wirren nach der Ermordung Caesars verhinderten für mehr als ein Jahrzehnt eine eigentliche römische Aussenpolitik, bis Augustus im Jahr 31 Alleinherrscher über das Reich wurde. Untersuchungen über den Weltherrschaftsgedanken bei Augustus müssen sich in erster Linie auf sein Selbstzeugnis, das sogenannte Monumentum Ancyranum, stützen. Darin ist zu lesen, dass er die Grenzen der Randprovinzen erweitert habe; seine Flotte und seine Heere seien bis zu den entferntesten Völkern vorgestossen, und Herrscher entfernter Nationen hätten seine Freundschaft und seinen Schutz angerufen. Danach ist klar, dass sich das Reich des römischen Volkes unter Augustus bis an den Rand der Ökumene erstreckte, nicht durch unmittelbare Besitzergreifung des Territoriums, wohl aber durch den Ruhm seiner Waffen und den Respekt, den es und sein Princeps überall genossen. Augustus hat also mindestens in seinen Kundgebungen am Weltherrschaftsgedanken festgehalten. Dasselbe Bild, nur noch farbiger ausgemalt, gewinnt man aus der augusteischen Dichtung.

Bekanntlich entsprach dem die Wirklichkeit nicht ganz. In Germanien musste Augustus die an sich schon begrenzten Ziele nach der Niederlage im Teutoburgerwald zurückstecken, die Parther blieben gefährliche Rivalen, und anderes, was Augustus in seinem Bericht erwähnt, war zum vornherein ephemeral. Aber obschon sich bereits bei Augustus die Brüchigkeit der Ideologie erwiesen hatte, wurde in der Folge auf sie nicht verzichtet: Rom blieb die Hauptstadt der Welt, und das Reich umschloss die Ökumene all die Jahrhunderte der Kaiserzeit hindurch. So wurde der Weltherrschaftsgedanke zur Romidee. Und als der Zusammenbruch des Reiches offensichtlich wurde, entstand die Lehre von der *translatio imperii*, die es ermöglichte, auch in dunkeln Jahrhunderten das Ideal weiterzutragen.

Ein Überblick über das Ganze ergibt keine sicheren Anhaltspunkte für eine Kontinuität des Weltherrschaftsgedankens in dem Sinne, dass die Entstehung des späteren Reiches auf gewollte Nachahmung des früheren zurückgeführt werden müsste. Gerade Roms Imperium verdankt seine Entstehung ganz anderen Grundlagen. Dass aber der Gedanke als solcher der Kontinuität unterliegt und dass das jüngere Reich in seiner Ideologie und teilweise auch in seiner Ausgestaltung durch die ältere Reichsbildung beeinflusst wird, scheint mir unverkennbar zu sein. Und dann besteht doch die Möglichkeit, dass auch der Gedanke an sich, einmal übernommen, das praktische Handeln eines Staatsmannes oder Feldherrn beeinflussen kann; das wäre zum Beispiel im Fall Caesars denkbar.

Es ist am Platze, nun noch einmal auf den Weltfriedensgedanken zurückzukommen, der nach seinem ersten Auftreten zusammen mit dem Weltherrschaftsgedanken bei Lugalzaggisi hier nicht weiter verfolgt worden ist. Über ihn wäre im Zusammenhang mit dem Achämenidenreich einiges zu sagen gewesen. Sehr wichtig wurde er denn vor allem für die römische Weltreichsideologie, da altrömische Vorstellungen vom *bellum iustum* und griechische Theorien zur Rechtfertigung der Herrschaft über Menschen verschmolzen zu der Anschauung, Rom habe seine Macht nicht zu eigennützigen Zwecken erhalten, sondern um auf der Welt Friede und Gesittung zu verbreiten. Wie weit die Realität dabei der Ideologie entsprach, ist eigentlich bedeutungslos, denn die wesentlichste Folge der Verbindung von Kratos und Ethos in dieser seit Cicero und den augusteischen Dichtern fassbaren Ideologie ist nicht so sehr ihre unmittelbare Auswirkung auf die römische Politik, sondern ihre Ausstrahlung in der Folgezeit. Dabei ist nicht zu vergessen, dass im späteren Altertum noch einmal ein kräftiger, unmittelbarer Strom des orientalischen Weltherrschafts- und Friedensgedankens sich damit vereinigte, als nämlich das Christentum sich dem römischen Staatsaufbau einzufügen begann und geistig die Führung übernahm.

In dieser Form hat der Romgedanke, der Erbe des antiken Weltherrschaftsgedankens, weitergedauert und seinen Einfluss ausgeübt, und zwar bis in unsere Epoche hinein — in jene Epoche, in der die Weltherrschaft im vollen Sinne zum ersten Mal möglich und, gibt man dem Wort «Herrschaft» die erweiterte Bedeutung von rechtlicher Ordnung, auch zum ersten Mal eine eigentliche Notwendigkeit geworden ist.

Nach einer am 25. November 1967 an der Universität Zürich gehaltenen Antrittsvorlesung.